

dende, verhaltene Wesen der Mutter in ihrer kühlen Distanz zum Kinde verstärkt den Zug zum wachsenden, mädchenhaften Selbst, die warme, bergende Großmütterlichkeit der Herrin des „Stromhauses“ legt die nötige schützende Hülle um ein spannendes Entwicklungsgeschehen. Todesfälle und Hochzeiten, Entwicklungskrankheiten, Klosterschule, eine kurzfristige Mädchenfreundschaft, dunkle erahnbare Naturmächte in alten Hofsagen, in Flußmärchen und Gespenstergeschichten lebendig, das alles muß von diesem Kinde bewältigt werden, das sich bald daran gewöhnte, „Dinge und Begegnungen stumm und bloß mit den Augen zu befragen“. Im Hause einer Münchner Freundin der Mutter, am Rande des Englischen Gartens, inmitten einer ausgesucht gepflegten Bürgerlichkeit und Geistigkeit, umwoben von der heiterguten Lebenskunst dieser Residenzstadt der Vorkriegszeit, betreut und befruchtet von dem fraulich-mütterlichen Genius der Hausherrin, reift Anna dem Manne zu, der, kaum ein Jahr der ihrige, gerade durch seine geheimnisvolle Verschollenheit als Altertumsforscher, ihr ganzes Leben zu einem wachsenden Denkmal von Frauentreue und -hingabe formt. Der Entwicklungsgang ihres Sohnes Georg, des lebendigen Vermögens ihres Mannes, überzieht nun das Leben dieser Frau Jahr für Jahr deutlicher mit der lastenden Tragik der seelischen Abwanderung des Sohnes von der Mutter. Mitten in dieser Prüfung, ohne Lösung, bricht der Roman — für das Gefühl des Lesers vorzeitig — ab; wohl in Vordeutung einer weiteren Erzählungsfolge.

Das Werk scheint uns die bis jetzt erste und einzige dichterisch gültige Antwort auf alle „antibürgerliche“ Dichtung des 20. Jahrhunderts; ein echtes dichterisches Zeugnis gegen alle Literatur, die „Bürgertum“ nur noch als „Dekadenz“ erkennt und zeichnet. In ihm stehen wir vor auserlesener Bürgerlichkeit noch wie „an lebendigen Wassern“. Alle Lebensspannung, alle Tragik, Schuld und Zwist scheinen in ihm wie durch eine hintergründige Kraft, durch eine Art, „sanftes Gesetz“ (Stifter) irgendwie im Ausgleich gehalten. Eine wohlthuende, einfangende Ruhe strahlt aus diesen Hintergründen durch die Geschehnisse des Romans dem Leser zu. Man hat nach dem Lesen das Verlangen, bei den hohen Lebensmeisterinnen: Der Muracher Großmutter, bei Anna Gysbert und Sophie Renner wohnhaft zu werden. Diese Menschen haben Kraft, Sinn und Ausdauer zu hoher Selbstbestimmung und Selbstführung ihres Lebens aus innerer Freiheit heraus. Fast wie von Goethescher Prägung mutet Frau Sophie an, „eine Gestalt von so seltener Vollkommenheit, als sei sie in einer Nacht vom Giebelfeld eines verschollenen Griechentempels niedergestiegen“, die „ihre Erscheinung hegte wie ein fremdes Kunstwerk, erkennend und herausholend. Doch erschien

Gewand und Bewegung wie ungewollt, und nie nahm die Pflege ihrer Person einen erheblichen Raum in ihrem Tagesablauf ein.“ Wir verlieren bei einer nur ein wenig gedulden — und damit dem Werke angemessenen — Lektüre ein gut Stück unseres getriebenen und gehetzten Daseins.

Ein verspätetes Werk? Nicht doch! Sondern ein Brunnen noch „lebendigen Wassers“, der — wenn auch wirklich nicht gerade herausfordernd spürbar — doch auch von den diskret überdeckten Quellen katholischer Lebensführung gespeist ist. Ungewöhnlich überrascht ist man von der herrlichen „Fassung“ dieses Brunnens, von der dichterischen Sprache dieses Werkes. Wer nur zwei Seiten davon liest, könnte meinen, es habe in der Geschichte des deutschen Sprachkunstwerkes weder Naturalismus, noch Expressionismus, noch zwei Weltkriege, noch den seltsamen Wust der Nachkriegszeiten gegeben; ja der könnte fast meinen, all dies sei gar nicht so notwendig gewesen. Sicher aber weiß er, daß hier eine kundige Hand die deutsche Prosa wieder auf gute, verheißungsvolle Wege geführt hat.

J. Wiedenmann S.J.

*Links, wo das Herz ist.* Von Leonhard Frank. (259 S.) München 1952, Nymphenburger Verlagshandlung. Geb. DM 11,80.

Über Leonhard Franks Gestalt und Leben sind wie über sein inzwischen weitergewachsenes Werk genau 20 Jahre des Verschweigens und Vergessens in Deutschland hinweggezogen. Im Herbst 1932 erschien sein Arbeitslosenroman „Von Drei Millionen Drei“. Dann geht Frank in die Emigration und als Dichter für sein Volk verloren. Eine halbe Generation weiß nichts mehr von ihm. Im Herbst 1952 führt er als Siebzigjähriger mit dem Lebensroman „Links wo das Herz ist“ sich selber wie sein ganzes geschlossenes dichterisches Werk wie einen reifen, goldenen Erntewagen heim ins Land seiner Sprache. Er sprang 1945 mit seinen im Ausland geschriebenen Werken nicht aus dem Packwagen der Alliierten, er kam scheu und sehr verhalten erst 1950 wieder nach Europa und Deutschland zurück und lebt seitdem in München.

L. Frank ist, das sei vorweg gesagt, geblieben was er immer war, der Dichter eines merkwürdig standfesten, manchmal etwas aufdringlichen, im letzten aber unbestimmten sozialistischen Vitalismus oder — Materialismus. Man kann es nicht übersehen: gerade „links, wo das Herz ist“ biebt bei L. Frank eine bedenkliche Lücke, heute noch spürbarer als vor 20 Jahren; doch darüber nachher! „Links, wo das Herz ist“ lag gewiß immer schon die wohlthuende Kraft des zum gültigen Dichter der Zeit aufsteigenden Würzburger Handwerkersohnes L. Frank; das hat auch seinen ersten Roman „Die Räuberbande“ und später „Das Ochsenfurter

Männerquartett“ unsterblich gemacht; von dorthier ist auch dieser Roman seines Lebens und Werkes gespeist.

Michael, das sorgenvermehrnde, unerwünschte 4. Kind eines Würzburger Schreinergergesellen, vor der Jahrhundertwende geboren, findet durch die „herzabdrückende Not“ der Volksschule, über die Stufe eines Zaunlatten- und Brückenanstreichers, nach München um Kunstmaler zu werden. Er gerät in die verwirrten und verwirrenden Boheme-Kreise Schwabings, in eine niederschmetternde Tragik einer ersten Liebe. In der Vorkriegsberliner Luft von 1910—14, an der Seite seiner ersten Lebensgefährtin Lisa entdeckt er in sich den Mut, dann das zähe Können, und schließlich das wirkliche Talent eines echten Dichters. „Die Räuberbande“, eine Tragikomödie des Lebens und ein lebensvolles Spiegelbild Alt-Würzburgs, erscheint knapp vor Kriegausbruch 1914 und bringt ihm den Fontanepreis ein. Es folgen schwere Jahre der ersten Emigration in die Schweiz von 1915—18, drückende seelische Kriegslast preßt ihm dort den Roman eines Pazifisten in die Feder „Der Mensch ist gut“, geschrieben in der Muttersprache gegen das kriegführende Vaterland. Eine steile und wilde Kurve des Lebens wie des Schaffens trägt ihn 1918—1932 auf die Höhe eines unbestritten anerkannten Dichters der Zeit: „Das Ochsenfurter Männerquartett“, der Heimkehrerroman „Karl und Anna“, und seine Dramatisierung. — Bis hierher ist ohne Zweifel „Michael“ das künstlerisch „verdichtete“ und mit Leben geladene Sinnbild des Dichters L. Frank, bis hierher wirkt eine die reine Tatsächlichkeit überformende dichterische Kraft. Was nun aber folgt — es sind die schrecklichen Schicksale eines vom Nationalsozialismus durch die Schweiz, durch die Lager in Frankreich, durch das unbesetzte Südfrankreich, über die Pyrenäen nach Portugal und von da bis New York und Hollywood gehetzten, entheimateten Menschen und Dichters — steht in diesem Lebensroman nur mehr wenig unter dieser dichterischen Kraft. Es ist als wäre „Michael“ nicht mitgegangen all die bitteren Wege, sie vermag nur „Leonhard“ zu gehen. So zieht leider — vom Dichterischen aus gesehen, ein spürbarer Bruch durch dieses Werk, das ein schicksalsreiches Dichterleben auf die Höhe dichterischer Verklärung bringen sollte.

Die Sprache des Werkes freilich zeigt in ihrer eigenartig gerundeten, knappen, prall mit Leben erfüllten, gemeißelten Form den Dichter als einen wahrhaft Berufenen in der Sprachnot unserer Gegenwart. An der Sprachkunst dieses Siebzigjährigen, 17 Jahre lang aus der Heimat Verstoßenen, kann heute wieder die Heimat ihre Sprache kennen-lernen! — Aber, es bleibt die Lücke, — „Links, wo das Herz ist“! — Der erste und vorwiegende Eindruck, den die Lektüre die-

ses Romans eines Siebzigjährigen, modernen Dichterlebens macht, ist das bedrückende Gefühl einer Leere. Es fehlt an letzten christlichen, religiösen, europäischen Werten und damit — dem Gehalte nach — eine wirklich in die Zukunft weisende Wertigkeit. Durch das recht äußerlich und unvermittelt als Romanschluß angefügte „Glaubensbekenntnis“ des Dichters an „die sozialistische Wirtschaftsordnung“ wird dieser Eindruck nicht aufgehoben. „Links, wo das Herz ist“ bleibt in Leonhards Werk wie Leben eine Lücke offenkundig. J. Wiedenmann S.J.

*Das Tempelchen.* Von Werner Bergengruen. (47 S.) München 1951, Nymphenburger Verlagshandlung. Geb. DM 2,80.

Eine alte Frau erzählt ihrer Enkelin, wie sie in früher Jugend während des polnischen Aufstandes in Rußland einen feindlichen Offizier erschöpft auffand, im väterlichen Haus versteckte, pflegte und ihm weiterhalf. Es war ihr erstes zartes Liebeserwachen, ein Erlebnis, das sie durch ihr ganzes Leben begleitete. Der Dichter berichtet in der vom Stoff geforderten behutsamen und dankbaren Sprache. Die Erzählung ist wie eine schöne Porzellanfigur. H. Becher S.J.

*Das Leben der Schmetterlinge.* Von Friedrich Schnack. (265 S.) 4. Auflage. Köln und Olten 1953, Hegner. Geb. DM 12,80.

Da ist es wieder, Schnacks köstliches Buch der Schmetterlinge, in 4. Auflage! Und jedermann, der dieses Buch noch nicht hat, soll dem Verlag Hegner dankbar dafür sein. Natürlich braucht dies Buch jeder Schmetterlingssammler, soll seine Sammlung nicht zu einem Totenhaus und zu einem dünnen Museum der Natur werden. Natürlich braucht es jeder Biologe, soll seine Wissenschaft mehr sein als eine dürre Statistik der Natur. Aber mehr noch: jedes Menschenkind, das ins heitere Lebensspiel der Natur einen Blick tun will, Schnacks Buch öffnet ihm die Augen dafür. Hermann Löns hat einst gewiß das Leben der Heidenatur ins menschliche Wort eingefangen, aber Schnack tut doch noch mehr. In seiner Sprache wird aus den Formen und Farben, aus Blüten und Sterben alles flatternden Lebens ein erhabenes Lebensfest. Zwischen den beiden Büchern: Die Tagfalter, die Nachtfalter ist in dem herrlichen zweiten Buch: „Falterlegenden“, Natur und Dichtung zu einer tiefen Einheit, ist Natur zum erschütternden Gleichnis menschlichen Lebens geworden. Und dann das Nachwort: „Der Zug der Forscher“, in dem alle Schmetterlingsforscher von Aristoteles über Albertus Magnus, die naturkundliche Sybille Roesel von Rosenhof, Karl Linné und viele andere bis in unsere Zeit herauf in der Farbenpracht bezeichnender Schmetterlingskostüme an uns vorüberziehen! Bunt wie das Leben der Falter ist Schnacks Schmetterlingsbuch. J. Wiedenmann S.J.